Terrain in zwei ungleiche Theile getheilt wird. Die Häuser des Fleckens *Teffé**), in einer Strasse längs dem Ufer, sind sämmtlich einstöckig, aus Balken und Lehmwänden erbaut, statt der Glasfenster mit hölzernen Läden versehen, und mit Palmblättern gedeckt. Nur ihre Grösse und die Schlösser an den Thüren unterscheiden sie von den Hütten, welche wir in vielen Indianerdörfern gesehen hatten. Sie bilden eine unregelmässige Strasse längs dem Seeufer, einige andere von da landeinwärts gerichtet und freie Plätze um die Kirche und das Haus des Militärcommandanten, das einzige, an welches ein Vordach (*Varanda*), gleichwie an den Landhäusern von Pará, angebaut ist. Die Zahl der Einwohner mag sich etwa auf sechshundert belaufen. Dieser Verhältnisse ungeachtet hört man *Ega* den Hof (*Corte*) des Solimoès nennen, ein Name, den es nur zur Zeit verdient haben mag, als die letzte vereinigt spanisch-portugiesische Grenzcommission hier (vom Jahre 1782—88.) ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Damals bewirkte die Anwesenheit vieler Fremden aus Pará und Maynas eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und einen verhältnissmässig beträchtlichen Handel. Da aber mehrere hundert Indianer, zum Dienste der Commission in die Villa entboten, oft Jahre lang ihrer Heimath entzogen wurden, so trug die Commission zur Entvölkerung der christlichen Niederlassungen bei, und ward sehr unpopulär bei allen Patrioten. *Ega* hatte in jener Zeit eine doppelt so starke Bevölkerung, als jetzt, wo die Zahl der Handwerker und Handelsleute äusserst gering geworden, und von dem damaligen Luxus keine Spur mehr vorhanden ist, ausser etwa, wie Manche behaupten, in der trägen und nur den Lustbarkeiten zugewandten Sinnesart, vorzüglich aber in der Trunksucht, seiner Bewohner. Der Mangel an Industrie und Unternehmungsgeist ist allerdings auffallend,

---

*) Auch *Tefé*, *Taifé*, *Taipé*, *Tapi*, (in der Tupisprache tief.) Der Fluss, von dunkelbraunem, im Glase angesehen hellgelblichem, Wasser, ist, der Sage nach, vierzig Tage lang aufwärts beschifft worden. Er engt sich bald sehr ein; seine Ufer sind mit dichter, aber niedriger Waldung bedeckt, arm an Salsaparilha und Cacao, desshalb wenig besucht. Im obern Flussgebiete wohnen, den Brasilianern vorzüglich bekannt, die *Catuquinas*, Feinde der *Catauixis*, und vor diesen geflüchtet. Sie sind noch wenig mit den Weissen in Verkehr getreten.

wenn man die belohnende Fruchtbarkeit des für Mandiocca, Caffe, Zuckerrohr, Baumwolle, Bananen u. s. f. sehr geeigneten Bodens und den Reichthum der benachbarten Wälder erwägt. Nur einige wenige Einwohner, und zwar unter den Indianern nur ein Einziger, beschäftigen sich mit dem Anbaue von Colonialerzeugnissen Behufs der Ausfuhr; Andere senden Expeditionen in die Flüsse Yupurá, Içá, Yuruá, Jutahy und Yavary ab, um die dort wildwachsenden Artikel: Salsaparilha, Cacao, Copaivaöl und Maranhâonüsse sammeln zu lassen. Zu diesen Unternehmungen bedürfen sie einer Erlaubniss der Regierung, welche für alle obenerwähnten Flüsse von dem hiesigen Platzcommandanten eingelöst wird. Diese *Licenzias*, lediglich nach Ermessen des Offiziers ertheilt, geben Anlass zu mancherlei Begünstigungen, Klagen und Intriguen. Um die Streitigkeiten zwischen den dort wohnenden Indianern und den Equipagen der Handelskähne zu schlichten, und überhaupt eine, wenn auch noch so schwache, Autorität über die ersteren auszuüben, hat man in die Niederlassungen am Yupurá, an der Mündung des Içá und wo sonst noch an jenen Flüssen eine stationäre Bevölkerung von civilisirten Indianern lebt, einen Ortsrichter (*Juiz ordinario*) bestellt, der aus der Zahl der Bürger von *Ega*, *Fonte-Boa* oder *Olivenza* genommen wird, und jährlich einmal nach *Ega* kommen soll, um dem Militärcommandanten Bericht über seine Verwaltung abzustatten. Diese Ortsrichter erlauben sich oft die gewaltsamsten Bedrückungen der Indianer, die sie, unter dem Vorwande des öffentlichen Dienstes nur für ihre Privatzwecke verwenden. In *Ega* steht übrigens die indianische Bevölkerung *) unter einem eigenen Richter, den sie aus ihrer Mitte

---

*) *Ega*, war ursprünglich eine Mission der Carmeliten. Von der *Ilha dos Veados* (welche durch den Canal *Gi-paraná* im Solimoês, östlich von der Mündung des Yuruá, gebildet wird), wurde sie hierher verlegt, und 1759. zur Villa erhoben. De la Condamine, welcher hier im Aug. 1743. durchpassirte, lobt den blühenden Zustand der damaligen Missionen. Die hier aldeirten Indianer waren von den Stämmen der *Uainumá* (*Janumá*), *Tamuaná*, *Sorimaô*, *Jauaná*, *Yupiuá* (*Yupuá*), *Achouari*, *Júma*, *Manáo*, *Coretú*, *Xáma*, *Passé*, *Juri*, *Uayupí* und *Coëruna*. (Ribeiro §. 92. Monteiro §. 101. 126.) Dieses Gemische, grösstentheils ursprünglich Bewohner der Ufer des Solimoês, zwischen dem Coarí nnd Jutahy, aber auch vom Yupurá und Rio Negro, ist gegenwärtig zu einer an Sitten und Sprache gleichartigen Bevölkerung

wählt, und der vom Gouverneur bestätigt werden muss. Der Commandant handhabt die Polizei, und beaufsichtigt den Hafen (*Ribeira*) und die daselbst für die Schiffswerfte zu Pará vorzunehmenden Arbeiten. Man schlägt hier viele treffliche Schiffsbauhölzer, die von Zeit zu Zeit nach der Hauptstadt gesandt werden. (5.) Unter dem Gouvernement des Snr. Victorio da Costa war gegen den Eingang des Sees hin eine grosse Baumwollenpflanzung angelegt worden, deren Bearbeitung ebenfalls von Indianern in der Frohne oder gegen geringen Taglohn geleistet wird. Eine ungünstige Folge dieser und ähnlicher auf Staatsrechnung gemachten Arbeiten ist der Mangel an Solchen, die bei den Ansiedlern Dienste nehmen können. Die Klage über Geschäftslosigkeit, über die Unmöglichkeit, selbst nur die rohen Naturproducte einsammeln zu lassen, die man hier, wie überall in Rio Negro, hört, erscheint allerdings zum Theil als ein gerechter Vorwurf gegen das System der öffentlichen Arbeiten. Diess Land hat eine für seinen Reichthum zu schwache Bevölkerung, um Monopolien irgend einer Art ohne Nachtheil der Industrie des Einzelnen ertragen zu können. Wenn immer aber die Arme der Indianer für die Industrie der Uebrigen gegen Taglohn frei gegeben werden sollten, ist es nöthig, dass die Regierung über die Benützung jener wache; denn obgleich der indianische Richter die Rechte seiner Stammgenossen wahren soll, ist er doch zu schwach und zu kurzsichtig, um nicht in jedem Conflicte mit den Weissen den Kürzern zu

---

verschmolzen, aber bei weitem nicht so zahlreich, als man nach Aufzählung so vieler Namen erwarten möchte. Von manchem Stamme befand sich auch ursprünglich nur eine Familie hier. Früher haben die Blattern, und seit 1803. fast jährlich wiederkehrende Wechselfieber den Ort entvölkert. Der Flecken selbst wird zwar durch Hochwasser nicht überschwemmt, ist aber den Ausdünstungen eines grossen Sees nahe, dessen Gewässer einen grossen Theil des Jahres hindurch fast stille stehen. Wir fanden den See weit und breit mit einer Haut von grüner (priestleyscher) Materie überzogen, dem Producte der Zersetzung jener Grashalme, welche während des niedrigen Wasserstandes schnell hervorwachsen, und später gänzlich untergetaucht werden. Auch das Trinkwasser, das man lediglich aus dem See schöpft, mag dazu beitragen. Wir fanden seine Temperatur bei mehrmaligen Beobachtungen zwischen 21° und 24° R. wechselnd. Nur die gedankenlose Indolenz der Einwohner erklärt den Gebrauch des Seewassers, da sonst alle Anwohner des Stromes das Wasser desselben zum Trinken um so mehr vorziehen, je mehr es bewegt wird.

ziehen. *Ega* ist der Stapelplatz für den Handel im obern Theile des Solimoês und in allen seinen Beiflüssen. Englische und brasilianische Kaufleute von Pará haben hier Commanditen errichtet, um europäische Waaren abzusetzen, und die Artikel des Landes aus erster Hand einzukaufen. Man findet die hier am meisten begehrten Waaren: gedruckte und gestreifte Baumwollenzeuge, etwas Seidenzeuge, Hüte, Linnen, Tücher, Eisen-, Stahl-, Messing- und Kupferwaaren, Steingut, Glas, Porzellan, Wein, gebrannte Wasser, u. s. f. in hinreichender Quantität und Auswahl. Die Preise, obgleich beträchtlich höher als in Pará, sind doch doppelt so niedrig, als in den benachbarten peruvianischen Provinzen Maynas, Quichos und Macas, wohin die Waaren aus den Häfen der Südsee über die Cordillere eingeführt werden müssen. (4.) Die einheimischen Artikel, welche von *Ega* stromabwärts verführt werden, sind: Cacao, Salsaparilha, Manteiga de Tartaruga, getrockneter Pirarucú, etwas Caffe, Baumwolle, Copaivaöl, Pechurimbohnen, Maranhâonüsse, Carajurú, Orlean und Bauholz. Der grösste Theil davon wird am Solimoês und Yupurá geholt, nur wenig am *Teffé*, dessen Ufer verhältnissmässig arm an jenen Erzeugnissen sind. Die hiesigen Pflanzungen sind fruchtbar, aber den Verheerungen der Ameisen sehr ausgesetzt. *)

Die Ausflüge in der Nachbarschaft von *Ega* machten uns mit einer von der in Coarí beobachteten sehr verschiedenen Vegetation bekannt. Statt der dortigen Wiesen und niedrigen Gebüsche sieht man hier dichte Urwälder, denen an der Barra do Rio Negro und am Solimoês ähnlich. Doch hat auch diese Gegend ihre Eigenthümlichkeiten, unter denen ich eine Myrte (*Eugenia egensis*, von den Indianern *Araça-rana*, d. h. wilde Gojave, genannt) auszeichne. Ihre fröhlichen Gebüsche umgrenzen

---

*) Ein alter Indianer beklagte sich bitter bei mir, dass, was ihm die, früher in der Nachbarschaft umherstreifenden, Muras übrig gelassen hätten, jetzt von der tollen Ameise (*Formiga douda*, *Tacyba cainâne oaê*) genommen werde; „diess sey ihm um so verdrüsslicher, als er seine Pflanzung doch lieber Menschen von seinem Blute, als jenen Thierchen gönne, die nicht einmal wieder gefressen werden könnten.“ Die sogenannte tolle Ameise ist eine der kleineren Arten, und heisst so, weil sie mit unglaublicher Schnelligkeit in allen Richtungen umherläuft.

weithin die reinlichen Sandgestade des Sees, und erinnerten, gerade jetzt mit weissen, wohlriechenden Blumen überschüttet, an die Blüthezeit unserer europäischen Obstarten. In dem Hochlande von Brasilien, von Peru und Jamaica erscheinen viele kleinblättrige Myrtenarten, und an den Aequatorialflüssen des neuen Continentes bilden andere, grossblättrige Formen einen herrschenden Theil der Ufervegetation. Man könnte in dieser Beziehung die Myrtaceen in America mit den Weiden in Europa vergleichen. Die Urwälder im Hintergrunde der Villa werden um so trockner, reinlicher und höher, je weiter sie vom Ufer entfernt sind. Da der Boden aus mächtigen Lagen von rothem Lehm oder Dammerde besteht, so sieht man nur selten neben dem farbigen Thon auch den rothen, feinkörnigen Sandstein zu Tage ausgehn. In diesen trockneren Wäldern (*Caâ-etê*) der sogenannten Terra firme habe ich ungeheuere Stämme, besonders von Feigen- Lecythis- Bertholletia-, Caryocar- und Lorbeer-Bäumen, dagegen wenig und nur niedriges Unterholz angetroffen. Man kann hier die colossalen Stämme, und ihre aus der Erde hervorgetretenen, sternförmig ausgebreiteten Wurzeln leicht messen, und die zu weiten Laubgewölben aufstrebenden Kronen von einander unterscheiden. Stämme von 120 Fuss Höhe, und 15 Fuss im Durchmesser oberhalb der Wurzel sind nicht selten. Gewaltige Blätterpilze schiessen aus dem Moder des abgefallenen Laubes auf, und die Stämme sind, wie in den Urwäldern von Bahia und Rio, mit colossalen Schmarotzerpflanzen überzogen. Vielerlei Thiere beleben diese Hochwaldung: die Affen treiben ihr lautes Spiel in den Wipfeln, wilde Schweine und Coatís durchstreifen schnobernd den Grund, und die Hoccos flattern von Ast zu Ast. Die Uferwaldung *Caâ-Ygapó*) längs der flachen Uferstrecken und der von hier aus landeinwärts führenden Canäle (*Igarapés*) ist niedriger, dichter, verworrener. Die Stämme, am Untertheile astlos, mit dünnerer, glatter Rinde versehen, und je nach der Höhe des vorigen Wasserstandes mit Schlamm überzogen, stehen dichter, mit verschränkten Aesten. Hier ist es, wo mehr oder minder gesellig, der Cacaobaum und die stacheligen Ranken der Salsaparilha erscheinen. Blatt- und astlose Lianen

(Buschtaue) schlingen sich in grotesken Gestalten um die Bäume, zwischen welchen ein buntes Gewirre von Unterholz aufschiesst, das oft während des nächsten Hochwassers wieder ertränkt wird. Statt der grossen Parasiten haben sich hier nur Moose und Jungermannien über die triefenden Blätter ausgesponnen. Nur wenige Thiere bewohnen die feuchte Waldung. Wasservögel ruhen auf dem Buschwerke der Ufer, und Kaimans lauern im Wasser oder im Schlamme. Die labyrinthischen Windungen der Wasserstrassen, welche durch dieses *Ygapó* hinführen, so dicht von dunklem Gebüsche überhangen, dass der Kahn oft nur mit Mühe weiter geschoben werden kann, die lautlose Stille, nur vom Plätschern der Fische oder dem Schnarchen der Krokodile unterbrochen, die qualmige Luft auf dem Laube, das in dieser warmfeuchten Atmosphäre mattglänzend hervorwuchert, der düstere, wolkenschwere Himmel, nur selten zwischen den Wipfeln sichtbar, — Alles vereint sich zu einer melancholischen Umgebung, geeignet mit banger Furcht zu erfüllen. In diesen, fast jährlich mehrere Fuss tief überschwemmten, Ygapówaldungen findet man keine Pflanzungen. Für sie wählen die Ansiedler die nächsten Zungen und Spitzen des Festlandes, von welchen aus die Erzeugnisse leicht im Kahne transportirt werden können, denn andere Verbindungswege giebt es weder hier noch überhaupt irgendwo anders im Innern der Provinzen Pará und Rio Negro. Die Pfade in den Wäldern werden nur von den jagenden Indianern begangen, und bleiben, obschon sehr enge und gewunden, desshalb dennoch sichtbar. Bei diesem Mangel aller Landstrassen und Hauptwege, würde Zug- oder Lastvieh unbrauchbar seyn, und wir haben desshalb von der Barra do Rio Negro bis an die Grenzen Brasiliens nur zwei Pferde und ein Maulthier gesehen. Rindvieh dagegen findet man, wenn schon in geringer Zahl, in allen Ortschaften. Es wird in den abgetriebenen Waldstrichen auf die Weide gebracht, oder im Stalle mit Mais und Gras gefüttert. Milch bleibt übrigens eine Seltenheit auf dem Tische der Einwohner, eben so wie Rindfleisch. Statt jener müssen die Eier, statt diesem muss das Fleisch der Schildkröten dienen.

Auf einem von Wald entblössten Hügel, im Süden der Villa, war es, wo ich die erste Anpflanzung der *Ypadú*pflanze (*Erythroxylum Coca, Lam.*) fand, die man den Theestrauch von Peru und vom obern Marannon nennen könnte, da ihre Blätter ähnlich reizende Wirkungen äussern. Die drei Fuss hohen Stämmchen waren am Ende einer Rossa die auch viele Lianen von Maracujá (*Passiflora maliformis, L.*) voll trefflicher Früchte enthielt, reihenweise, drei Fuss weit von einander, gepflanzt, und, wie es schien, neuerlich schon öfter ihrer Blätter beraubt worden. Diese, von der Grösse der Kirschbaumblätter, blassgrün, von zarter Textur und von einem krautartigen, bei längerem Verweilen im Munde bitterlich-süssen, etwas zusammenziehenden Geschmacke, und von angenehmem Geruch, werden von den Indianern im Schatten oder auf dem Darrofen, worauf sie ihr Mehl rösten, getrocknet, in einem hölzernen Mörser, entweder allein oder mit der Asche von den Blättern der Cecropia palmata feingepülvert, und dann in einem hohlen Grasschafte (*Taboca*) aufbewahrt. Die Indianer gebrauchen diess feine grünlichgraue Pulver, womit sie sich von Zeit zu Zeit den Mund anfüllen, eben so wie die Türken das Opium oder die Tabackkauer den Taback, als Erregungsmittel, und zwar vorzüglich, um das Bedürfniss der Speise oder des Schlafs für eine Zeit lang zu beschwichtigen. Es vermehrt die Absonderung des Speichels, bringt ein Gefühl von Wärme und von Fülle in Mund und Magen, spannt die Sensation des Hungers ab, erhöht in geringerer Quantität die Lebensgeister zur Lustigkeit und Thatkraft, und wirkt somit als ein Sorgenbrecher, hat aber, in zu grossem Maasse oder von Nervenschwachen genossen, Abspannung und Schläfrigkeit zur Folge. Ich habe am Yupurá gesehen, wie der Anführer einer Horde Miranhas, welche einen langwierigen Streifzug vorhatte, seinen Begleitern dieses Pulver in regelmässiger Dosis, mittelst eines, aus dem Knochen des Lamantin gemachten Löffels, herumreichte, um sie gegen Ermüdung zu sichern. Liegt der Indianer in seiner Hangmatte, so nimmt er von Zeit zu Zeit eine kleine Quantität und behält sie lange zwischen den aufgeblähten Backen, um den träumerischen Zustand zu begünstigen, für den seine Indolenz so empfänglich ist.

Bekanntlich ist die Sitte, das *Ypadú* zu nehmen, bei den Indianern in Peru, wo es *Coca* heisst, sehr allgemein; und ich glaube, dass sie von dort nach Brasilien eingewandert sey. Auch diese rohen Völker nehmen, so wie die höher civilisirten, Moden und Gebräuche von ihren Nachbarn an. (6.)

Während Dr. Spix den hiesigen Aufenthalt benutzte, um noch einige Lamantine, Delphine und Krokodile für die Sammlungen zu erwerben (alle diese Thiere werden in dem See und den benachbarten Igarapés nicht selten gefangen); dehnte ich meine Ausflüge auch jenseits des *Teffé* nach *Nogueira*, sonst *Parauari*, aus. Dieses Dorf liegt, zwei Legoas westnordwestlich von Ega, in einer etwas höheren, ausserordentlich fruchtbaren und angenehmen Gegend, am westlichen Ufer.*) Im Herbeirudern bemerkten wir vor der, am Abhange des Seeufers liegenden Kirche, eine Reihe ganz nackter Indianer neben dem Geistlichen und einer verschleierten Frauensperson. Als ich mich der offenen Kirche näherte, hörte ich zu meinem Erstaunen, dass man eben im Begriffe sey, die Taufhandlung mit diesen Wilden vorzunehmen. Es waren sechs Männer vom Stamme der *Yupuás* u. *Cauixánas* am Yupurá. Gestern aus dem Walde angelangt, hörten sie eine ihnen unverständliche dogmatische Erklärung, die der Geistliche gab, ohne ein Zeichen innerer Theilnahme, und folgten ihm dann bewusstlos in die Kirche, wo die Ceremonie vollzogen wurde, indem der Pfarrer einer derben Mulattin, die das Amt der Pathe (*Maya Angaba* d. i. Seelenmutter) übernommen hatte, und mir eine brennende Kerze in die Hand gab, um die Festlichkeit der Handlung zu erhöhen. Ich erinnere mich

---

*) Diese anmuthige und gesunde Lage rechtfertigt die Verlegung hierher, nachdem das Dorf vorher schon an zwei andern benachbarten Orten gestanden hatte. 1753. ward es hierher von einem Carmelitenmissionär versetzt, und mit Familien von den Stämmen der *Yauaná*, *Jumá*, *Ambuá*, *Cyrú*, *Uayupí*, *Juri*, *Mariarána* und *Catauuixís* bevölkert. (Monteiro §. 102. Ribeiro §. 98—100.) Wegen der gesunden Lage haben sich auch mehrere Weisse hier niedergelassen. Die Indianer sind alle in ein gleichförmiges Völkchen, das die Tupísprache spricht, verschmolzen.

nicht leicht einer schmerzlicheren Gemüthsbewegung, als die war, welche mich beim Anblick dieser fruchtlosen Ceremonie ergriff. Nur die Taufzeuge mochte vielleicht ein andächtiges Gefühl bei einer Handlung der Barmherzigkeit, die sie eben ausübte, gewinnen. Die Indianer gingen, nachdem sie ungeschickt genug ein Knie gebeugt und von der Pathe einige kleine Geschenke erhalten hatten, ohne Weiteres davon; ich sah sie am Abende in ihrem kleinen Kahne wieder den heimathlichen Wäldern entgegenrudern. Es schien mir, als läge die bitterste Ironie in dem ganzen Vorgange, und mit Bedauern muss ich sagen, dass er hier nicht selten vorkommt. Der rohe Wilde betrachtet die Taufe entweder abergläubisch als eine Wahrung gegen die schwarzen Künste seiner Feinde, oder selbstsüchtig als ein Mittel, sich einige Bedürfnisse von den betrogenen Weissen zu verschaffen. Nicht selten melden sich dieselben Individuen mehrere Male bei verschiedenen Pfarrern. — Die Indianerinnen von *Nogueira* sind wegen ihrer Geschicklichkeit in der Verfertigung irdener Geschirre berühmt.*) Wir gingen von Hütte zu Hütte, um die etwaigen Vorräthe, und die Manipulation kennen zu lernen, und fanden dieselbe gutmüthige Zuvorkommenheit bei diesen Schülerinnen des Daedalus, wodurch sich die aldeirten India-

*) Für den eigenen Hausbedarf verfertigen sie jene grossen, oft drei Fuss im Durchmesser haltenden, Platten (*Japúna*), welche, auf einen Heerd von Thon eingemauert, zum Trocknen der Mandiocca dienen, ferner halbkuglige Schüsseln (*Nhaempepó*) von verschiedener Grösse, gemeiniglich ohne Deckel (*Cokendapaba*), worin sie ihre Speisen kochen, seltner flache (*Rerú*) und flache Pfannen (*Peryrysaba*), und endlich die grossen Töpfe (*Camotim*), zur Aufbewahrung ihrer Getränke. Alle diese Geschirre sind nicht glasirt, oft sehr massiv und plump gearbeitet, und je nach den Verschiedenheiten des Thons von grauer, weisslicher oder röthlicher, selten von fast schwarzer Farbe. Für den Handel machen sie mit grösserer Sorgfalt vorzugsweise eine Art flacher Schüsseln von verschiedener Grösse, die, auf der einen Seite ausgeschnitten, unsern Barbierbecken ähnlich sind. Wahrscheinlich hat ein solches ursprünglich zum Muster gedient, und diese fremde Form ist jetzt am ganzen Strome herrschend. Solches Geschirre ist auf der innern Seite glasirt, oder vielmehr gefirnisst. Das Material dazu, ein grünlich- oder graulichweisser Thon, wird lange Zeit mit Anstrengung zwischen den Händen geknetet, bis er die gehörige Feinheit und Bildbarkeit erhalten hat. Das Formen geschieht aus freier Hand, und zwar, wie überhaupt von allen wilden Stämmen America's, durch Aneinanderfügung dünner Thoncylinder, um ein gemeinschaftliches Centrum, die dann zusammengestrichen und innig mit einander verbunden werden. Das weiche Geschirre wird in die Sonne

nerinnen überall vor den Männern auszeichnen. — In *Nogueira* hatte ich auch Gelegenheit, den Fischfang mit der betäubenden Schlingpflanze *Paullinia Cururú* im Grossen treiben zu sehen. Mehrere Kähne führten die zerquetschten Stengel eine Zeit lang in einer Bucht des See's hin und her, und die Wirkung trat nach einer Viertelstunde so günstig ein, dass ein Nachen mit dem Fange gefüllt werden konnte.*) — Bei einer Herborisation in die, besonders an Würzschilfen (*Scitamineae*) ungemein reichen Urwälder, dergleichen ich meistens nur in eines einzigen Indianers Begleitung zu unternehmen pflegte, begegnete ich einer grossen Onze, ohne jedoch von ihr bemerkt zu werden. Man will beobachtet haben, dass dieses gefährliche Raubthier in der Nähe der Niederlassungen häufiger sey, als in den tief landeinwärts liegenden Urwäldern. Sie sind hier weniger verfolgt von den Indianern, und eher sicher, Beute an Rindvieh, Schaafen u. dgl. zu finden. Bisweilen wagen sie sich, von Hunger getrieben, in die Ortschaften. Es kostete mich ein eifriges Winken, um den Indianer, welcher mich begleitete, abzuhalten, seinen Pfeil auf das Thier abzuschiessen, da ich, nur mit einem Hirschfänger bewaffnet, es nicht auf das Glück seiner Hand ankommen lassen wollte. Er folgte mir nur verdrüsslich weiter durch

---

gestellt, und dann in Löchern in der Erde gebrannt, wozu man sich weicher, wenig erhitzender Holzarten, des Cacaobaumes, einiger Celtis-Arten oder der Rinde vom *Mattá-Mattá* (*Lecythis Idatimon*, *A.*) bedient. Dasjenige Geschäft, wobei die Indianer die meiste Industrie bethätigen, ist das Bemalen. Eine Brühe aus feingepülvertem Ocher, Tabatinga oder wohl auch des Carájurú-Rothes, mit Wasser u. bisweilen mit der hindenden Harzmilch des Sorveirabaumes aufgetragen, bildet den Untergrund. Auf ihn werden nun mancherlei Muster von krumm- und geradlinigen, dazwischen mit Blumen- und Thieren oder mit Arabesken verzierten, Figuren in allerlei Farben aufgetragen. Die Farben sind meistens vegetabilisch, und halten daher keinen neuen Brand aus. Man begnügt sich desshalb, ein sehr feines Pulver von Copal (*Jitaitica*) über die Gesammtoberfläche auszubreiten, und es in der Mittagssonne oder auf dem Heerde in Fluss zu bringen, wodurch ein glänzender, durchsichtiger Firniss gebildet wird, der nur durch allzugrosse Wärme oder durch weingeistige Flüssigkeiten Glanz und Haltbarkeit verliert. Diese Geschirre erinnern durch das Unbehülfliche, Barocke und Buntfärbige ihrer Malereien theils an den chinesischen, theils an den altmexicanischen Geschmack. Indianer, die durch den Umgang mit Weissen kunstfertiger werden, namentlich in der *Villa de Cametá*, wissen nun auch ihren Geschirren bessere Formen, mancherlei mineralische Farben und sogar Vergoldung zu geben. (Vergl. ind. Geräthschaften im Atlas Fig. 1—2.) *) Spix et Agassiz Pisc. Tab. E.

den Wald, und plötzlich war er verschwunden. Nach vielfältigem Rufen sah ich ihn aus einem mächtigen hohlen Baume hervorschlüpfen, und auf meine Frage, warum er sich dorthin versteckt hatte, zeigte er mir eine Hand voll grosser Käferlarven, die er aus dem faulen Holze ausgelesen und nun behaglich verzehrte, indem er ihnen den Kopf abbiss, und das Uebrige aussaugte. Diese eckelhafte Speise ist den Indianern eben so angenehm, als die der grossen Ameisen. Sie essen sie roh oder in ihrem eigenen Fette gebraten, und versichern, dass sie die Milch der säugenden Frauen vermehre.

Der Aufenthalt in *Ega* und *Nogeira* überzeugte uns täglich lebhafter, dass hier, gleichsam im Mittelpuncte Brasiliens, eine Menge für Ethnographie und Naturgeschichte wichtiger Thatsachen zu sammeln seyen, und somit ward der Wunsch rege, diese seltene Gelegenheit durch Vertheilung nach zwei Richtungen hin zweckmässiger zu nützen. Es ward eine Trennung beschlossen, und Dr. Spix nahm sich die Beschiffung des obern *Solimoês* bis an die Grenze von Brasilien zum Gegenstande, während ich mich entschied, den *Yupurá*, dessen Mündung vor uns lag, aufwärts zu beschiffen. Einen Beweggrund mehr fanden wir in der Abnahme unserer Gesundheit, die wir vorzüglich durch schnellen Wechsel des Aufenthaltes noch einigermaassen aufrecht zu erhalten hofften. Besonders war mein Gefährte seit längerer Zeit schon von intermittirenden Fieberanfällen heimgesucht worden, die er nur durch China und andere bittere Mittel, vorzüglich die Wurzel der *Tachia gujanensis*, zu lindern vermochte. Mancherlei Gerüchte hätten mich von der Reise im Yupurá, als von einer sehr gefährlichen Unternehmung, abschrecken können. Alle stimmten darin überein, dass die dort herrschenden Fieber, vorzüglich häufig in der Zeit, da der Strom sich zu entleeren beginnt, wenn sie auch nicht im Frostanfall apoplektisch tödteten oder in ein Faulfieber übergingen, doch sehr gefährliche Leber- und Milzverhärtungen oder Zehrfieber zur Folge hätten. Gerade diess Jahr aber war der Fluss jetzt voller, als er sonst im Dec. zu seyn pflegt, und die Gefahr desshalb geringer. Ueberdiess entschloss